

Die Kunst des Balancierens

Benediktinische Pastoral*

von Theodor Hausmann OSB

*alles braucht sein Gleichgewicht
weit sich aus dem Fenster lehnen
kann nur der den jemand an den Füßen hält*

Diese Zeilen stammen von Andreas Knapp, der zur Gemeinschaft der „Kleinen Brüder vom Evangelium“ gehört. Sein Gedicht *die Kontemplativen*¹ würdigt die Lebensweise kontempla-

tiver Ordensgemeinschaften und eremitisch lebender Christinnen und Christen; zugleich hält er uns den Spiegel vor, damit wir die eigene Berufung prüfen. Seine Verse machen deutlich, wie wichtig das kontemplative Element für die ganze Kirche ist.

Mich hat dieser Text unmittelbar angesprochen, beschreibt er doch eine Erfahrung

* Auszug aus dem Vortrag bei der Tagung „Aufbruch ohne/mit Orden? - Ordensgemeinschaften innerhalb einer Kirche im Wandel“, Augsburg, 5.-7. September 2012.

1 Andreas Knapp, *Brennender als Feuer*. Würzburg ⁴2007, 54.

meiner Kindheit, die ich in der Augsburger Altstadt verbracht habe. Zu meinen frühesten Kindheitserinnerungen gehört ein solches Fenstererlebnis: Mein jüngerer Bruder und ich hatten um unser Haus keine geschützte Freifläche für unsere kindlichen Spiele. Wenn es uns in unserer Wohnung zu langweilig wurde und niemand uns zum nahegelegenen Spielplatz begleiten konnte, haben wir ein Fenster unseres Zimmers geöffnet, sind auf die Fensterbrüstung geklettert und haben die Menschen auf der Straße unter uns beobachtet. Selbstverständlich wollten wir unsere Aussicht mit der Zeit erweitern. Für die abenteuerlichen Versuche, den kindlichen Körper weiter aus dem Fenster zu lehnen, brauchten wir einander, um uns abwechselnd Halt an den Füßen zu geben. Denn um bei unserer Unternehmung das Gleichgewicht nicht zu verlieren, mussten wir die Kunst des Balancierens erlernen.

Wie könnten benediktinische Gemeinschaften sich am Aufbruch der Kirche beteiligen? Zwei Beispiele aus dem geistlichen Erbe des Mönchtums sollen auf diese Frage antworten. Sie könnten uns selbst Halt geben für unser Zeugnis und für unseren Dienst als Nonnen und Mönche. Beide Beispiele helfen, verstörende, ratlos machende Erfahrungen zu deuten; zugleich eröffnen sie Wege und Antworten.

1. Das Erbe des Romanus – Romanuspastoral

Eine Erzählung aus dem Leben des heiligen Benedikt, die Papst Gregor der Große im zweiten Buch der Dialoge überliefert, wirft ein Licht auf die Frage nach einem zeitgemäßen pastoralen Beitrag der Klöster:

„Auf der Flucht traf ihn unterwegs ein Mönch namens Romanus und fragte ihn, wohin er wolle. Als dieser den Wunsch Benedikts erfuhr, leistete er ihm Hilfe, ohne mit jemand anderem darüber zu sprechen. Er gab ihm das Gewand gottgeweihten Lebens und stand ihm

bei, soweit er konnte. An dem genannten Ort angekommen, zog sich der Mann Gottes in eine ganz enge Höhle zurück und blieb dort drei Jahre. Kein Mensch außer dem Mönch Romanus wusste etwas davon. Romanus lebte nicht weit entfernt in einem Kloster unter der Regel des Abtes Adeodatus. In guter Absicht verschwand er ohne Wissen seines Abtes an bestimmten Tagen für einige Stunden und brachte Benedikt das Brot, das er sich vom Munde absparen konnte. Vom Kloster des Romanus führte aber kein Weg zur Höhle Benedikts, weil der Fels oberhalb der Höhle steil aufragte. Romanus ließ daher das Brot immer von diesem Felsen an einem langen Seil hinab; an dem Strick befestigte er auch eine kleine Glocke, damit der Mann Gottes an ihrem Klang erkennen konnte, dass ihm Romanus das Brot brachte. Dann kam er heraus, um es anzunehmen. Doch der Alte Feind blickte mit Neid auf die Liebe des einen und auf die Stärkung des andern. Als er eines Tages sah, wie das Brot herabgelassen wurde, warf er einen Stein und zerschlug die Glocke. Romanus ließ sich aber nicht davon abbringen, nach Kräften zu helfen.“²

Diese Erzählung beschreibt Benedikt als einen Suchenden, der vor der Vielfalt der Stimmen und Eindrücke flieht. Er kann sich nur schützen, indem er unwillkürlich auf Abstand geht. Auf der Flucht – sie spricht eher für ein ungeplantes Handeln – trifft er den Mönch Romanus. In der Begegnung schwingt ebenfalls etwas Zufälliges und Unerwartetes mit, das sich dem planenden Zugriff entzieht. Wenn wir als Nonnen und Mönche ein Gespür für eine Begegnung im Kairos entwickeln und uns nicht völlig von unserem Planen in Beschlag nehmen lassen, können wir unsere Zeit als Raum für unvermutete und unplanbare Begegnung mit Gott und den Menschen entdecken.

Romanus richtet an Benedikt eine Frage, die ihn sozusagen aus seinem Fluchtgedanken herausfragt. Doch erst auf Benedikts ausdrück-

2 Michaela Puzicha, *Kommentar zur Vita Benedicti. Gregor der Große: Das zweite Buch der Dialoge – Leben und Wunder des ehrwürdigen Abtes Benedikt*. Im Auftrag der Salzburger Äbtekonzferenz. St. Ottilien 2012, 122-128.

lichen Wunsch hin leistet er diesem diskret Hilfe. Dieses Verhalten gründet in einer anderen „Betriebskultur“ als sie in vielen Firmen und Institutionen, auch in unserer Kirche und in den Orden zu finden ist. Es geht nicht nur um Nachfrage und Angebot, und schon gar nicht um statistisch messbaren Erfolg. Die Haltung der Diskretion entzieht sich der gängig gewordenen Logik der Evaluation. Romanus steht Benedikt bei, soweit er kann – ein „alles oder nichts“ liegt ihm fern. Benedikt kann an Romanus die *discretio* lernen. Hier könnte ein Schlüssel zur Entlastung liegen: Wenn unsere Kräfte zurückgehen, müssen wir nicht einem „alles oder nichts“ folgen, sondern dürfen nach unseren Kräften und Möglichkeiten handeln. Orden und Kirche brauchen Mut und Gelassenheit, Menschen nur den nächsten möglichen Schritt weiter zu begleiten.

Behutsames Zeugnis

Die Erzählung berichtet von etwas ganz Un-erhörtem. Aufgrund der Verantwortung und Fürsorge des Abtes für die Mönche (*providentia abbatis*, RB 41,4) darf eigentlich nichts ohne das Wissen des geistlichen Vaters geschehen.³ Daran gemessen verhält sich Romanus kühn: Er wahrt die Diskretion sogar gegenüber seinem Abt. Manchmal muss für einen Menschen ein Weg gefunden werden, der nicht einmal der Autorität, geschweige denn der kirchlichen Öffentlichkeit zu vermitteln ist. Eine solche souveräne Entscheidung bleibt ein Balanceakt, dessen Risiken zu erahnen sind. Romanus handelt nicht selbstgefällig und aus Eigennutz, seine Sorge um Benedikt schafft keinen Raum für Eigenbesitz – vielmehr teilt er, was zunächst ihm zusteht. Dieses Motiv schildert Papst Gregor mehrfach als Kennzeichen für ein lauterer pastorales Handeln.⁴ Romanus erscheint als kreativer Mensch: Seine Sorge um Benedikt überwindet Felsen und andere Hindernisse; auch destruktive Kräfte des Teufels können ihn nicht aufhalten. Seine Treue zu einem suchenden Menschen erweist

sich gerade an Widerständen. Wir dürfen auch heute auf Begegnungen mit Gott und den Menschen gefasst sein, die sich nicht planen lassen. Es bleibt eine Versuchung der Pastoral, nach Menschen zu greifen. Doch wenn wir so fragen, dass Menschen von sich aus so auf uns zugehen können, wie es ihrer Lebenssituation angemessen ist, kann unsere eigene Offenheit auf Gott hin sie heraus-fragen.

Benediktinisches Amtsverständnis weiß: Neben der amtlichen Bestellung durch die Ordination bleibt immer das Vertrauen des Suchenden notwendig, der sich tastend einem erfahrenen Menschen öffnet. Benediktinische Pastoral weiß: Sie darf bei einem Mitmenschen Zeuge der Wunder sein, die Gott in dessen Leben wirkt. Für die Benediktsregel wächst das Gespür für die Wunder Gottes im Leben von Menschen im gleichen Maß wie die Vertrautheit mit dem Evangelium. Aus ihr entsteht außerdem ein diskreter Respekt, auch vor den menschlich unbegreiflichen Wegen, die Gott mit uns geht. Eine Seelsorge, die sich nicht manipulativ in das Leben von Menschen drängt, sondern sich als Zeugschaft versteht, lässt sich vom Bewusstsein leiten: Menschen, die sich einem anderen öffnen, sind verletzlich.

Sind wir in unserer Pastoral bereit zur Unsichtbarkeit, zu diskreter Zuwendung, zu einer Begleitung ohne viele Worte? Wollen wir das *depositum fidei* möglichst unberührt durch die Zeiten tragen oder es in kreativer Treue ins Spiel bringen? Augustinus beschreibt in seiner Schrift *De catechizandis rudibus*, wie wir Suchenden, Zweifelnden und Distanzierten begegnen können: Wenn du mit einem Menschen nicht über Gott sprechen kannst, dann erzähl doch Gott von diesem Menschen – so bleiben beide miteinander in Verbindung!

2. Das Erbe des Anachoretentums

Je pluraler eine Gesellschaft, desto individueller werden die Lebens- und Glaubenswege – auch in den Ordensgemeinschaften. Meist

3 Vgl. dazu etwa RB 49,8-10 u.ö.

4 Vgl. dazu auch die Erzählung vom priesterlichen Osterboten, Dial. II, 6.

halten wir dies für bedenklich und stimmen ein in die Klage über den Individualismus und ein eklektisches Verhalten, das in einer Patchworkreligion ende. Das Anachoretentum lehrt einen anderen Umgang mit diesen Phänomenen. Diese Lebensform des frühen Mönchtums wirkte immer auch befremdlich und stieß auf Widerspruch, wurde teilweise auch verdächtigt. Die Benediktsregel begegnet ihr mit ehrfurchtsvoller Reserviertheit (RB 1). Doch auch ihre Schlagseiten sind nicht zu übersehen.

Jene Mütter und Väter der Wüste waren oft etablierte Menschen aus Konstantinopel, Alexandria oder anderen Großstädten, die in einer Krise aufgebrochen waren, um sich den Grundfragen des Lebens zu stellen:

„Die Frage ‚wer bin ich?‘ darf und muss gestellt werden. Die Väter und Mütter haben sich in Freiheit und Demut um sich gesorgt. Die Ich-Frage muss nicht schon eo ipso als sündhaft verworfen werden, wie das gelegentlich in etwas verkniffen-frommen Kreisen geschieht. Sie ist heute angesichts der ... Identitätsfragen gerade auf dem Hintergrund christlicher Lebensgestaltung unerlässlich.

Die Vätertexte machen uns deutlich, wie verhängnisvoll es ist, die eigene Identität an den Vergleich mit Anderen zu binden. Das ist heute eines der zentralen Probleme der persönlichen und geistlichen Lebensführung. In einer Welt, in der alles dem Wettbewerb und der Konkurrenz unterliegt, in der ständig neue Rankings den Wert von Institutionen und damit indirekt auch Personen bestimmen, in der man sich kaum dem permanenten Seitenblick auf Leistungen und Wohlergehen und vielleicht auch Frömmigkeit der Anderen entziehen kann, droht die Frage ‚wer bin ich?‘ zu der ängstlich oder neidvoll geäußerten Erkundung ‚wer bin ich im Vergleich zu...‘ zu verkommen. Die Antwort darauf kann mich aufbauen oder niederschmettern, je nachdem. Die ständige Ermahnung der Wüstenväter ‚vergleiche dich nicht!‘, ‚miss dich nicht!‘ und auch ‚richte nicht!‘ sind ein wahres und kostbares Geschenk für uns heute, ein Geschenk der Barmherzig-

keit. Freilich, mit diesem Geschenk recht umzugehen, fällt schwer; es bedeutet immer auch, gegen den Trend zu leben.

Die Mütter und Väter der Wüste waren starke Persönlichkeiten. Sie wagten es ‚Ich‘ zu sagen. Sie waren ‚Originale‘ – einmalig, herausragend, manchmal spröde, manchmal skurril, immer unverwechselbar. Sie ermutigen uns, unsererseits zu dem zu stehen, was zu uns gehört. Unsere Identität müssen wir heute zu gewinnen suchen, indem wir uns mit sehr unterschiedlichen Erwartungen und Normen unserer Umwelt auseinandersetzen. Ein gewisses patchwork unserer Identität ist unter den Bedingungen der Komplexität moderner Gesellschaften unumgebar. Wir leben nicht in der Wüste, die mit ihrer Kargheit und Einförmigkeit die Eindeutigkeit von Lebensstil und Glaubenseinstellung fördert. Aber der Mut zu etwas mehr Eigensinn und Originalität könnte ein Wink der Wüste für uns sein.

Die Wüstenfrömmigkeit kennt keine spezifischen Selbstfindungsprogramme, und sie verfolgt expressis verbis keine therapeutischen Ziele. Die Frage ‚Wer bin ich?‘ hat primär soteriologischen Sinn, aber sekundär therapeutische Folgen. Es geht um Rettung, um Heil, und das findet der Mensch einzig in Gott. ... Der Weg zu Gott führt nicht von uns weg und nicht an uns vorbei, sondern zu uns zurück.“⁵

In dieser Tradition könnte eine christliche Antwort auf Gegebenheiten und Bedürfnisse einer Single-Gesellschaft liegen. Vielleicht bietet im großen Bogen christlicher Lebensformen eine Anachorese in modernem Gewand deshalb eine angemessene Antwort, weil nach jahrhundertelanger Betonung der kirchlichen Gemeinschaft und nach den totalitären Erfahrungen des 20. Jahrhunderts das Individuelle des Glaubensweges stärker ins Bewusstsein tritt? Für die lateinisch-katholische Tradition ist zwar die Kirche vor allem eine Glaubensgemeinschaft und die Familie der ideale Ort der Glaubensweitergabe. Doch die Ostkirchen kennen einen vorbehaltloseren Zugang zu ganz individuellen Glaubenswegen.

5 Günther Schulz / Jürgen Ziemer, *Mit Wüstenvätern und Wüstenmüttern im Gespräch*. Göttingen 2010, 144f.

Vielleicht müssen wir in dieser Hinsicht sogar das Zweite Vatikanum relativieren: Schließt es mit seinen Versuchen, christliches Leben ganz von der Kirche her zu denken, eher eine Epoche ab als dass seine Fragen in die Zukunft weisen? Ist das Verhältnis zwischen dem einzelnen Gläubigen und der Glaubensgemeinschaft ganz neu zu bestimmen? Außerhalb unserer kirchlichen Welten nehmen wir in den Städten, aber nicht nur dort, eine starke Individualisierung des Lebens wahr – meldet sich darin ein „Zeichen der Zeit“? Natürlich verbirgt sich in mancher Single-Biographie die unerfüllte Sehnsucht nach Partnerschaft, nach einem Leben in Beziehung. Doch viele haben sich ganz bewusst dafür entschieden, allein zu leben; für manche ist es der umfassende Lebensentwurf, bei anderen entwickelt er sich aus Brüchen als Lösung für einen Lebensabschnitt. Auch in Glaubensbiographien gibt es solche Entscheidungen zum Leben als Single. Wenn wir sie im Blick auf das Erbe des Wüstenmönchtums nicht nur hinnehmen, sondern als legitime Form christlicher Lebensgestaltung

würdigen, könnten wir solchen Menschen hilfreich zur Seite stehen.

Ist es unser Beitrag für eine „Kirche im Wandel“, in den Diözesankirchen dafür Verständnis zu wecken? Diese müssen sich ja schon wegen ihrer Größe als Institutionen organisieren, vermitteln Glauben damit aber auch als institutionelles Geschehen und weniger als individuelle Suche. Die Kirche des 4. Jahrhunderts empfing in einer Übergangsphase wesentliche Erneuerungsimpulse aus der Wüste. Der heilige Benedikt hat mit seiner Regel diese Traditionen unbefangen und mit kritischer Unterscheidung aufgegriffen und dadurch fruchtbar gemacht. Seine Regel liest sich weithin wie das Tagebuch einer Entdeckungsreise, nämlich der Gottsuche.

Lassen wir uns als Nonnen und Mönche in einer Kirche im Aufbruch erneut auf das Abenteuer der Gottsuche ein – im Vertrauen, dass Er uns an den Füßen hält und wir deshalb in allen Umbrüchen die Balance finden können?